



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Schriften über Schiller.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

was stärker war als ihre Macht? Und diese stärkere Macht bestand dort in der Ueberzeugung, daß ihr Volk sich wie ein Mann gegen jede auffallende Ungeseglichkeit erheben würde. Denn in England liegt, wie bemerkt, die Macht beim Volke.

Ebenso denkt die feudale Partei in Preußen. Unser ist die Macht, folglich muß geschehen, was wir für recht halten. Mit uns ist die Majestät des Königs, der gesammte Organismus der Administration, das Recht Steuern zu erheben, das ganze Kriegsheer. Die Partei hat nicht Unrecht, aber es ist nicht schön, daß sie damit so sicher prahlt.

Und was hat dagegen die parlamentarische Opposition außer ihrem Rechte einzusetzen? Sie besitzt die Herzen der Majorität des Volkes.

So stehen die Parteien einander gegenüber. Die feudale Partei angreifend, mit überlegtem Plane, zur letzten Appellation an die Kraft wohl entschlossen. Die Majorität des Volks auf der Defensive, überrascht, aufgeregt, erbittert, nicht ohne Leitung, aber noch ohne Führung nach einheitlichem Plane.

Der preußische Verfassungskstreit ist nicht mehr eine Rechtsfrage, sondern er ist eine Machtfrage geworden.

Eine nahe Zukunft wird Europa darüber belehren, auf welcher Seite die größere Macht war. ♀.

Neue Schriften über Schiller.

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung. Von Dr. F. A. Brandstätter. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1863. 39 S. Quart.

Eine Abhandlung, die schon deshalb von Interesse ist, weil man Schiller in seinem Verhältnisse zur Musik noch nicht ins Auge gefaßt hat, und die augenscheinlich auf einer reichen Sammlung musikalisch-literarischer Notizen beruht, außerdem aber insofern willkommen zu heißen ist, als sie (beiläufig allerdings von dem eigentlichen Thema abspringend) sich gegen gewisse Phrasen lehrt, die 1859 über Schiller gemacht wurden und von Vielen jedenfalls noch heute für baare Münze angenommen werden. Der Verfasser ist ein nüchterner Kritiker und sein Vorrath von Beispielen reicht vollkommen hin, zu überzeugen. Er zeigt uns zunächst Schillers Verhältniß zur Musik im Allgemeinen, seine Ansicht von derselben, seinen musikalischen Geschmack, seine mangelhafte Kenntniß von der Tonkunst, seine Meinung über die Verwendbarkeit derselben. Dann folgt ein Capitel über Schiller und seine Dichtungen im Allgemeinen, in welchem namentlich die Abschnitte über das Verhalten der

deutschen Componisten zu der Schillerschen Poesie Neues enthalten. Schließlich gibt ein drittes Capitel ein Verzeichniß der 500 Compositionen von 82 Gedichten Schillers. Im Folgenden einige Auszüge aus dem ersten Capitel.

Schillers musikalischer Geschmack neigte sich entschieden dem Großartigen zu. Als er durch Goethe Zelters Aufsatz über Vervollkommnung der Singakademie und Hebung des Kirchengesangs kennen gelernt, schrieb er an Zelter und bat ihn „um der guten Sache willen mehr Gewicht darauf zu legen, was Staat, Kirche und die Sitten durch diesen Vorschlag gewannen, als auf den Vorschub, welcher der Kunst selbst durch diese Verbindung mit der Religion zu Theil würde.“ Seine Empfänglichkeit für derartige musikalische Eindrücke war sonst eine unbewusste. Haydns „Schöpfung“ war ihm „ein charakterloser Mischmasch“, dagegen verschaffte ihm Glucks „Iphigenia auf Tauris“ als „eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und sie in süßer hoher Wehmuth auflöst“ unendlichen Genuß. In seinen letzten Tagen schien sich sein Wohlgefallen an sanfter, rührender Musik zu erhöhen; eine weiche Arie aus „Romeo und Julie“ von Zingarelli ergriff ihn, wie bisher noch nichts. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht eine Parallele mit Goethe. Lekturer, ebenfalls über das „hypocondrische Gewimmer der Sehnsüchtler“, Mathison, Salis, Tiedge und ihrer Nachbeter aufgebracht, liebt in Uebereinstimmung mit Zelter, seinem Leibcomponisten, das Muntere, Erweckende, Frische. Den bloßen musikalischen Sinnentzettel mißbilligte Schiller nachdrücklich und mit harten Worten. Mit gleicher fast fanatisch zu nennender Entschiedenheit war er gegen die Oper. Er tadelt es bitter, wenn sich halb Mannheim im Theater drängt, „einem Autodafé über Natur und Dichtkunst, einer großen Oper, beizuwohnen und sich an den Verurtheilungen der armen Delinquentinnen zu weiden.“ Auch später klagt er von Weimar „Die Opern füllen das Haus. So herrscht das Stoffartige überall, und wer sich dem Theaterteufel einmal verschrieben hat, der muß sich auf dieses Organ verstehen.“ Dafür, daß er als Karlschüler die Operette „Semele“ gemacht, bat er später Apoll und die neun Musen um Verzeihung.

Ein eigentliches auf Kenntniß beruhendes Verständniß der Musik besaß Schiller so wenig wie Goethe. Wie dieser konnte er sagen: „Musik kann ich nicht beurtheilen; denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht.“ Und mit Bezug auf sein beabsichtigtes Gespräch „Kallios oder über die Schönheit“ äußert er: „An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt.“ Dagegen verteidigte er sich lebhaft gegen den Vorwurf, unempfindlich für Musik zu sein, und fügte hinzu: „Ich fühle jetzt, daß es wohl die Schuld der Musik gewesen sein mag, wenn ich ungerührt blieb. Diese (von Gluck) ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Zerstreungen und Pöffen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat.“ Daß er die Messade für eine herrliche Schöpfung in musikalisch-poetischer Rücksicht ausgeben wollte, zeugt nicht für das metrische Gehör, welches er später zu besitzen behauptete. Unrichtig nennt er den Takt „eine Gewalt, die wir erleiden“.

Verwendet hat Schiller die Musik in seinen Dramen sehr oft. Im Tell finden wir in der Introduction und in Walthers Lied den Abglanz der Natur und der schweizerischen Localität, in den Liedern der Räuber den Ausdruck ihrer Verdorben-

heit, in den Gefängen des wallensteinischen Lagers die frische Reckheit der Soldateska, in dem Liede der Eboli den verführerischen Zauber einer feinen Kokette, in Theklas Klage den Ausdruck tiefen Liebesgramms u. s. w. Instrumentalmusik ist von Schiller benutzt zum Ball im Fiesco, zur Tafel in Macbeth, zur Hochzeit im Tell, als Marsch im Fiesco, in der Jungfrau, in der Turandot, als Trauermusik in der Braut von Messina u. A. Gegen Duvertüren zu Dramen hat sich Schiller nirgends erklärt, wohl aber sagt er über die Anwendung der Musik im Drama, wie sie Goethe im Egmont machte: „Mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum zu sehen,“ eine Aeußerung, über die man sich um so mehr wundern muß, als Schiller selbst am Schlusse des Tell in ganz ähnlicher Weise die Musik zu einem Operneffect benutzt hat.

Eigenthümlich ist der gegensätzliche und gewissermaßen ironische Gebrauch, den Schiller zuweilen von der Musik macht. So wird am Schlusse von Rabale und Liebe bei dem peinlichen todverkündenden Schweigen von Luifen der Vorschlag gemacht, „einen Gang auf dem Fortepiano“ zu thun. So hört man in Fiesco, als Leonore in so entsetzlicher Weise durch die Hand des heißgeliebten Gemahls fällt, einen „Siegemarsch mit Trommeln, Hörnern und Hoboen“. So soll ferner Thekla im tiefsten Liebeschmerz ihrem Vater zur Zerstreung eine Probe ihrer musikalischen Fertigkeiten geben. Und so läßt sich endlich bei Tells Monolog als Gegensatz zu seinem blutigen Vorhaben von fern eine fröhliche Hochzeitmusik vernehmen, und dieselbe ertönt von neuem, als Armgart sich in Verzweiflung vor Gesler niederwirft, dieser sie fortreiben will und nun plötzlich der tödtliche Pfeil ihn durchbohrt. Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Dargestellt von Carl Iwesten. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1863.

Eine Schrift, deren Verfasser vorurtheilsfrei und auf Grund einer guten Bildung die Frage erörtert, was Schiller für die Philosophie und die Geschichte gewesen, eine Frage, die nach dem Jahre 1859 noch weniger eine überflüssige ist, als vor diesem Jubiläum mit seinen Ueberschwänglichkeiten, und mit deren hier gegebener Beantwortung wir in allem Wesentlichen einverstanden sind. Treffend ist auf wenigen Seiten der Bildungsgang Schillers dargestellt, und mit Gerechtigkeit wägt der Verfasser dann seine Leistungen auf philosophischem Gebiet, in Moral, Politik, Aesthetik ab, um dann schließlich zu prüfen, was Schiller uns als Geschichtsschreiber geschaffen. Sein Ergebnis ist folgendes: Schiller war kein eigentlicher Gelehrter, kein Forscher, der Entdeckungen macht und neue Theorien ausarbeitet, wiewohl er sich überall mit selbstthätigem Geiste bewegt und die ihm vorzüglich durch Kant vermittelten Ideen in erheblichen Punkten weiter geführt hat. Er war als Philosoph — abgesehen von seiner Aesthetik, wo Niemand seine selbständige Bedeutung bestreiten kann — und ebenso als Historiker weit mehr Literat, der die wissenschaftlichen Errungenschaften anwendet, popularisirt und verbreitet. Er ist als Philosoph an Tiefe und Ursprünglichkeit mit Geistern wie Kant nicht zu vergleichen. Wohl aber nimmt er unter denen, welche ohne metaphysische Systemmacherei in objectiv wissenschaftlicher Weise philosophirt, gelehrt und angeregt haben, eine würdige, ja eine hervorragende Stelle ein. Er hat in seinen Schriften ebenso wie in seinen Gedichten eine harmonische, von illusorischen Speculationen freie Weltanschau-

ung, eine auf die positive Totalität der Menschennatur zu gründende Ethik und Politik mit großer Klarheit und Energie vertreten und mit nicht minder großem Erfolge. Als Historiker betrachtet hat er, wenn die echte historische Kunst beides umfaßt, Erforschung der Wahrheit und Darstellung des Stoffes, sein Hauptverdienst allerdings in der Darstellung. Tiefes Studium der Quellen dürfen wir bei ihm nicht voraussetzen, gesteht er doch selbst in seiner Vorrede zur niederländischen Revolution, daß er die Geschichte nicht ganz aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Documenten studirt habe. Aber was ihm hier mangelte, ersetzte er zu einem großen Theile durch richtigen Instinct und die ihm in hohem Maße eigene intellectuelle Kraft, welche der Geschichtschreiber mit dem Dichter theilen muß, eine Menge von Thatsachen mit einem Mal zu übersehen, die richtige Stellung für die Betrachtung zu wählen, die einzelnen Züge in einem lebendigen Zusammenhang zu erfassen und sie aus sich heraus zu einem Ganzen zu construiren. Fassen wir seine Geschichte des Abfalls der Niederlande ins Auge, so ist seitdem das Material für diesen Gegenstand ungemein vermehrt worden. Die Archive des Hauses Oranien, die Urkundensätze von Simancas sind erschlossen worden, und es leidet keinen Zweifel, daß die neuern Geschichtsforscher dadurch befähigt worden sind, einzelne Punkte in ein klareres Licht zu stellen und richtiger zu beurtheilen. In der Hauptsache aber hat schon Schiller das Rechte getroffen. Die neueren niederländischen Historiker Groen van Prinsterer und Altmeyer haben sein hervorragendes Talent und seinen historischen Tact anerkannt. Prescott, der gründlichste Bearbeiter des betreffenden urkundlichen Stoffes, behandelt ihn mit großer Achtung und beruft sich in den Abschnitten seines Werkes über Philipp den Zweiten, welche die niederländische Revolution behandeln, wiederholt auf den Vorgang Schillers. Endlich stimmt auch der neueste Geschichtschreiber jener Revolution, Motley, fast in allen großen und wesentlichen Dingen mit dem gesunden Urtheil Schillers überein. Philipp den Zweiten, Wilhelm von Oranien, Granvella und manche Andere hat er tief und glänzend charakterisirt, und ebenso hat er die Formen, in denen damals die großen geschichtlichen Gegensätze des Fortschritts und der Ordnung auf den Kampfplatz traten, scharfsinnig gezeichnet: auf der einen Seite die religiöse und bürgerliche Freiheit, unter deren Banner die bestehenden Gewalten und die herkömmlichen Einrichtungen angegriffen wurden, auf der andern der weltliche und geistliche Despotismus, welcher, den Gefahren der Auflösung gegenüber, bedroht und bestritten, immer rücksichtsloser die Unveränderlichkeit seiner Normen geltend machte. Und neben dem idealen Inhalte des Conflictes als der bewegenden Grundkraft werden überall die mitwirkenden Umstände entwickelt, die Verschiedenheit des Nationalcharacters, die frühere Gestaltung der Niederlande, ihre Gewöhnung an Freiheit der Personen, an Selbstverwaltung der Gemeinden, an Mitregierung der Stände, endlich die Charaktere, Pläne und Lagen der hervorragenden Persönlichkeiten.

Ungleich geringer ist die Kenntniß des Details bei Schillers dreißigjährigem Kriege, und wenn dieser Umstand bedeutende positive Verstöße nicht zur Folge gehabt hat, so tritt negativ der Mangel an Studium des Materials allerdings stark hervor. Von Sitte und Lebensweise der damaligen Zeit erfährt man so gut wie nichts, von der Organisation der Heere, der Handhabung der Verwaltung, den materiellen Verhältnissen wenig. Ein paar Stücke aus dem Simpliciſſimus geben ein

weit lebendigeres und deutlicheres Bild von der Verwirrung und Verödung jener Zeit als Schillers allgemeine Declamationen. Auch die Behandlung der eigentlich politischen und kriegerischen Begebenheiten ist nicht gleichmäßig. Manches wird nur in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, und die Schilderung der letzten Jahre des großen Kampfes ist nur eine Reihe von Skizzen. Dagegen stellt sich der verwickelte Stoff mit ungemeiner Leichtigkeit dar, Erzählung und Gruppierung sind voll lichtvoller Klarheit, einzelne Scenen, wie die Lützen Schlacht, meisterhaft geschildert. Daneben ein heller Blick für die großen Veränderungen in dem europäischen Staatensystem und für die complicirten Verhältnisse, an denen zum ersten Male fast alle civilisirten Nationen theilhaftig waren, eine gute Schätzung der Kräfte, ein sicheres und unparteiisches Urtheil über Personen, Motive und Mittel. Am bedeutendsten in dem Inhalte des Werkes, sowohl nach seiner Eigenthümlichkeit im Vergleich mit früheren Erscheinungen, als nach durchgreifender Wirkung ist die unbefangene historische Auffassung der religiösen Streitigkeiten in ihren politischen Verwickelungen und Folgen. Er sah im Protestantismus den Fortschritt der Bildung, Humanität und Geistesfreiheit; aber gegenüber dem elenden Benehmen der meisten protestantischen Fürsten in der Zeit des Krieges würdigte er vollkommen die überlegene Tüchtigkeit und Energie Ferdinands des Zweiten und Maximilians von Bayern, und sehr verschieden von der frühern Geschichtschreibung der Protestanten, welche die Ihrigen als reine Glaubenshelden, die Gegner als blutige Wüthriche zu betrachten pflegte, erkannte er an, daß der Kaiser gerecht und achtungswerth war, und daß seine Lage und Grundsätze, nicht grausame Neigungen den Krieg entzündeten und weiter trugen. Nicht weniger endlich hebt er bei Gustav Adolf seinen Ehrgeiz und die Gefahren hervor, welche seine Entwürfe bargen, ja bei aller Vorliebe für den glänzenden Helden geht er so weit, zu erklären, es sei vielleicht das größte Verdienst gewesen, das er sich noch um Deutschland erwerben gekonnt, zu sterben. Die publicistische Wirkung des Werkes ist eine sehr nachhaltige gewesen. Schillers Urtheile sind einem großen Theil des deutschen Volkes in Fleisch und Blut übergegangen, sie bilden ein unvertilgbares Element in seinem sittlich-politischen Bewußtsein. Schiller sprach mit ihnen nicht sowohl ein Eigenes, als die Stimmung der neuen Zeit aus; er war nicht der Einzige, der dies sagte, aber er fand den Ausdruck, der schlagend und unvertilgbar in Phantasie und Gedächtniß des Volkes hineintraf.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1863.

Die Verlagsbandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.